

Ich bin den äusseren Jahren nach gar
nicht so alt, kaum sechzig. Demnach
kann äusseren Erscheinungsweg im Wirbel
der Zeit auch eher viel älter. Und von
der Person die sich um seines Bekann-
nisses willen opferten hat, der vor bald
zweitausend Jahren bei St. Maurice
starb, bekomme ich mich im Problem
des christlichen Menschen überhaupt, stark
welcher Konfusion, als der eines Bürgers zwischen
Werten und Orten und in Zeit und Länge
bis zum Ende.

LUTZ BESCH

GESPRÄCHE MIT EDZARD SCHAPER

MIT ZWÖLF BILDТАFELN

IM VERLAG DER ARCHE IN ZÜRICH

dem an den freien Willen des einzelnen gebundenen Akt der Annahme oder der Verweigerung: der ‚Lese des Lesers‘. Das Wesentliche der heute so angezweifelten Existenz des Buches in der Gemeinschaft mit der – wie alle menschliche Existenz mehr denn je gefährdeten – Existenz jener, die es lesen sollen, hat Angelus Silesius schon vor ein paar hundert Jahren im letzten der Verse seines ‚Cherubinischen Wandersmannes‘ angedeutet: den Weg, den jeder Besitzer eines Buches vom Abdruck der Letter, den er mit dem Auge aufnimmt, bis zur Ahnung oder Erkenntnis des Unbekannten dahinter, das Geist und Bild gleichnishaft vereinigt, zurücklegen, sich innerlich aneignen, seinem Dasein zum Weg geben muß:

‚Freund, es ist auch genug.

Im Fall Du mehr willst lesen,

so geh und werde selbst die Schrift
und selbst das Wesen.‘»

II

In Ihrem Buch mit dem nachdenkenswertem Titel: ‚Bürger in Zeit und Ewigkeit‘, in dem Sie über Ihren Werdegang berichtet haben, steht der Satz:

‚Ich kann schriftstellerische Arbeit nur im Rahmen einer gesamt menschlichen Verpflichtung gelten lassen und halte sie für fragwürdig, wo sie zugunsten einer internen Problematik ihre selbstverständlich sittliche und religiöse Ausrichtung verliert.‘

In diesem Satz liegt für mich die Quintessenz dessen, was Sie in der langen Reihe Ihrer Bücher, was Ihre Gestalten – die Priester, die Offiziere, die Mächtigen und die Ohnmächtigen – ausgesagt haben, was sie getan haben und was ihnen widerfahren ist.

Wenn Sie nach der Quintessenz in der Vergangenheit, die da aufgereiht ist, fragen, sage ich: ja. Denn was sind sie alle, die Offiziere, die Priester, die Traurigen und die Hoffnungsvollen, die dem Bösen Verfallenen, die dem Guten Verpflichteten? Doch nichts anderes als Kundschafter des eigenen Ichs, einmal ausgesandt in immer neue Welten, Zeiten, Erfahrungen, um immer das gleiche Geheimnis bemüht: ‚wie es im geistigen Sinne noch zu leben möglich ist‘, so hat es Hugo von Hofmannsthal ausgedrückt. Ich würde hinzufügen: wie das Leben, auch das banalste, und die Offenbarung in Einklang zu bringen wären.

Sie haben von der ‚Quintessenz in der Vergangenheit‘ gesprochen. Und die Gegenwart? Ist es nicht das gleiche?

Mir ist keine andere bewußt. Das heißt, wenn ich überhaupt etwas über die Essenzen meiner Arbeiten weiß. Das ist bestimmt nicht viel, denn ich habe immer nur gearbeitet und es anderen überlassen, eine Theorie darüber aufzustellen.

Das Zitat, von dem wir eben ausgegangen sind, weist doch auf den Begriff des ‚christlichen Schriftstellers‘ hin. Mit dieser – verzeihen Sie – ‚spezies‘ bringt man Ihr Werk doch immer in Verbindung.

Nun, ich mag es nicht, wenn man mich mit der Schnellfertigkeit, die der heutigen Kritik eigen ist, als christlichen Schriftsteller abtut. Man sollte es tun... man könnte es tun, wenn man das Christentum ernst nähme, denn dann nähme man auch den christlichen Schriftsteller ernst. Aber man hat nichts dagegen unternommen, daß dieser Begriff längst zur Schablone geworden ist. Was will er anderes bedeuten als die Kennzeichnung eines Autors, dessen Werk die Beziehung zur Transzendenz und die Verantwortung vor der Transzendenz nicht verliert? So gesehen – bin ich ein christlicher Schriftsteller. Aber ich bin kein christlicher Apologet, kein Katechet, kein verlängerter Arm aus einer Sakristei, kein Lautsprecher der Kanzeln, gleich welcher Bekenntnisse. Julien Green, von dem ein kluger Mann gesagt hat, man sollte manches von ihm – aus Bewunderung, nicht aus Anbetung! – ‚auf den Knien lesen‘, hat in einem seiner Tagebücher einmal gesagt: so wie ein Tisch aus Holz gemacht wird, so werde ein Roman mit Sünde geschaffen. Das ist richtig. Und ich habe nach meiner Lebenserfahrung keinen Anlaß, Julien Green zu widersprechen.

Es gibt, so scheint es mir jedenfalls, zwei Möglichkeiten, christlicher Autor zu sein. Inhalt und Wesen seiner Dichtungen können sich mit dem Glaubensgut der christlichen Offenbarungsreligion decken, oder der Autor ‚ist‘ Christ, was dann aus allem, was immer er tut, hervorleuchtet.

Damit rühren Sie an die wesentliche Spannung in dem, was gemeinhin ‚christliche Dichtung‘ genannt wird, oder – meinetwegen – ‚christliche Kunst‘ überhaupt. Ihr Wesen, ihre Einzigartigkeit ist, daß sie einmal überhaupt nicht im Sinne des ‚l’art pour l’art‘ für sich da ist, sondern nur im Spannungsverhältnis mit dem ‚außer ihr‘; und daß sie andererseits die höchsten normativen Qualitäten des Könnens, der Kunst, des Ästhetisch-Meßbaren wie andererseits der dem Glauben vorgestellten Offenbarungsinhalte wiederzugeben hat. Christliche Kunst befindet sich unaufhörlich im Totalaspekt zwischen dem transzendenten Schöpfer und dem Geschöpflichen und Geschaffenen. Kein einziger Teilaspekt bleibt ihr erspart oder ist ihr verwehrt und liegt für sie unter einem Tabu. Weder das Soziale, noch das Soziologische, das Erotische, das Sexuelle, das Kriminelle.

Also die ganze Weltfülle!

Ja, natürlich. Denn wie sollte dieser Autor den Einbruch der Transzendenz in das irdische Leben – um den es gegebenenfalls ja geht – überhaupt darstellen können, wenn er zunächst nicht die reale Welt in ihrer Beschränktheit, ihrer Niedertracht, ihrer Jämmerlichkeit dargestellt hat? Es gibt heute natürlich eine gewisse Richtung von Literaten, die – ich nenne sie ‚Be-

kehrungsliteraten', einzig von dem Schlamm ausgehen und über dem Schlamm dann die Sonne der Offenbarung aufgehen lassen. Oder jene Autoren, die in der ‚littérature noire‘ wohl die ganze Heillosigkeit ausbreiten, aber im Grunde genommen das nicht darstellen können, was tatsächlich darzustellen sehr schwer ist: den Einbruch der Gnade in eine verrottete, in eine heillose Welt. Ich betone: eine Beschränkung wird nicht auferlegt. Solange die Darstellung ihre Fixierung am Übernatürlichen nicht verliert, ist jede – dafür sind Geschmacksmaßstäbe gültig – Schilderung des Natürlichen möglich, ja, sogar erforderlich. Denn das Übernatürliche – im Sinne des alten Luther-Wortes: ‚Gott liebt nicht die Reinen, die meisten zieht er aus dem Schlamm empor‘, – ist eigentlich das, was man als die fortwirkende Erlösungstat Gottes an der Menschheit, die auch geschichtlich sichtbar wird, darstellen kann. Ob das die – ich möchte sagen – beinahe rabiate ‚christliche‘ Literatur leistet, möchte ich zumindest in Frage stellen. Ich denke an manche französische, auch englische Romanciers, an Katholiken, und auf evangelischer Seite etwa an die Schweden – die, um ja nichts auszulassen, mit den drastischsten Mitteln des Naturalismus sexuelle Sachverhältnisse darstellen und ihnen auf der letzten Seite eine christliche Deutung geben, mit der sie die ‚Rechtfertigung aus dem Glauben‘ zu erzielen meinen. Zu dieser Art ‚christlicher‘ Schriftsteller zähle ich mich nicht.

Der Mensch, so lautet die tiefsinnigste Definition, ist geschaffen ‚ad imaginem et similitudinem Dei‘: nach Gottes Bilde und zur Gottähnlichkeit hin. Darin liegt seine tiefste eigentliche Pflicht als Mensch und seine





größte Freiheit in der Wirklichkeit, auch als Gefangener der eigenen Institutionen, die er selbst geschaffen hat, zum Beispiel den Staat...

Pflicht und Freiheit stehen aber immer in einem gewissen Widerspruch zueinander. Ebenso Kunst und Religion. Wenn Green die schöpferische Leistung eine Sünde nennt, oder die Sünde für daran beteiligt hält...? Sie kennen die Auffassungen, nach denen rundheraus bestritten wird, daß Religion und Kunst etwas miteinander zu tun haben können.

Ja, hier wird die Kunst in einen Gegensatz zur Offenbarung oder zum Glauben gedrängt. Solcher Purismus ist mir wesensfremd: ich sehe die Kunst auch nur als eine der vielen Emanationen der bildnerischen Ausdruckskraft, die letztlich von Gott ausgeht, und kann mich im Grunde genommen nur glücklich fühlen, für das wirken zu können, was sich im Glaubensleben abspielt. Den ‚fünften Evangelisten‘, Johann Sebastian Bach, verketzern zu wollen, weil er die Offenbarung mit den Mitteln der Kunst weiterträgt, das ist ein puristischer Calvinismus, der mit der Weltfülle der Dichtung, der Musik, der bildenden Kunst nichts zu tun hat. Sonst könnten Sie ruhig zweitausend Jahre christlicher Kunst austreichen! Streichen Sie Michelangelo, streichen Sie Grünewald, streichen Sie Dante, streichen Sie alles, was wir dem modernen christlichen Roman der Franzosen – Péguy, Bernanos –, was wir der christlichen-existenziellen Philosophie eines Sören Kierkegaard verdanken. Kehren wir dann zu den schönen unbesetzten Leibern eines Phidias und seinesgleichen und zu den vorsokratischen Autoren zurück.

Eine Kunst, die zum ersten Mal an sich selbst und außer sich selbst den Himmel und den um des Menschen willen gekreuzigten Gott entdeckt – ist in ihrer Menschlichkeit für immer gezeichnet, für immer entehrt und für immer gewürdigt und gerettet. Aber der im göttlichen Vorbild leidende und sterbende und mit der Gewißheit der Auferstehung gestorbene tote Mensch ist eben auch Träger einer neuen Würde, die bis zur Zeitwende nicht vorhanden war und auch gar nicht gewußt worden war.

In einer der vielen Rezensionen Ihrer Bücher fand ich den Satz: ‚Hier ist kein Raum für Nihilismus und Verzweiflung...‘. Das heißt doch, andersherum ausgedrückt, Sie leben aus einer großen Glaubensgewißheit heraus. Ich zweifle aber, ob das schon immer so gewesen ist. Und Ihr Lebenslauf widerspricht diesem Zweifel nicht. Ich meine, die äußeren Wege müssen doch ihren Niederschlag finden im Inneren...

Ich will mich nicht hinter ‚meinem Heiligen‘ – sozusagen – verstecken, wenn ich Ihnen mit Martin Luther antworte: ‚Dieses Leben ist nicht ein Wesen, sondern ein Werden, nicht eine Ruhe, sondern eine Übung; wir sind es noch nicht, wir werden es aber; es ist noch nicht alles getan oder geschehen, aber es ist in Gang und Schwang. Es ist nicht das Ende, aber es ist der Weg.‘ Das ist...

... eine durchaus umfassende Antwort.

«Es ist das ‚Stirb und Werde der Reformation,‘» wie mir der greise Romain Rolland einmal aus Villeneuve begeistert nach Estland geschrieben hat.

Jede Reformation heißt Unruhe und bedeutet Leiden. Liegt hier eine Erklärung für Ihren Lebenslauf?

Auf alle Fälle eine für den ‚bunten Wechsel‘ – wie man so sagt – meiner irdischen Bürgerschaften. Davon handelt aber ja auch so viel in meinen Büchern: von dem gestörten, dem aufrührerischen Wesen dem Staat gegenüber, von dem Konflikt zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit, zwischen dem Gewissen und der Gesellschaft, von dem Staat und der ‚Räson‘, die er fordert, vor allem in Osteuropa, wo Staatsbürgerschaft und Volkstum zwei ganz verschiedene Dinge sind und ein Leben lang in Streit miteinander liegen können.

Erinnern Sie sich bitte an den Rittmeister von Ovelacker in dem Roman ‚Der Henker‘, einem meiner frühesten Bücher.

Er war als Kaiserlich-Russischer Offizier baltischer Herkunft durch einen Befehl gezwungen, die Revolution des Jahres 1905 in der Heimat seiner Ahnen blutig niederzuschlagen. Er war der Vorsitzende eines berüchtigten Kriegsgerichtes und erwarb sich im Volksmund den Beinamen *Der Henker*. In der Erfüllung seiner Offizierspflicht trat er – ohne es zu wollen und ohne es zu wissen – in der alten Heimat ein Erbe an. Manche haben wissen wollen: um den Preis von zuviel unschuldigen Leben, die er kriegsgerichtlich erschießen ließ, drei jungen ‚Mitläufern‘ der Revolution. Und er zerbrach daran, als Offizier. Er nahm seinen Abschied. Er zerbrach daran – beinahe – auch als Mensch, verlassen, verleugnet von seinem Staat, von seinem Stand, von seinen Nächsten...

Aber etwas hat den Bruch dieses zerbrechenden Menschen doch aufgehalten?

Daß er das Opfer, das er bringen mußte, angenommen hat. Daß er sich mit den Gläubigern seiner Schuld oder seiner vermeintlichen Schuld innerlich aussöhnte.

Immerhin, er hatte die Gegenstimmen doch kennen müssen. Natürlich – er war Vorsitzender jenes berichtigten Kriegsgerichtes. Die Urteile waren einstimmig zu fassen. Dennoch – ganz freiwillig kam die Einstimmigkeit nicht zustande!

O nein. Vor allem gab es den Oberleutnant Möller, der sich anfänglich weigerte, die fragwürdigen Todesurteile über jene drei Mitläufer der Revolutionäre mitzufällen, und der die Freiheit seines Gewissens geltend gemacht hatte. Und zwischen Ovelacker, dem scheinbaren ‚Henker‘, dem Mann der beschworenen Soldatenpflicht, und Möller stand der Oberleutnant Charusin, ein kluger Geist, der vieles durchschaute, was den anderen, die ja unter innerem Zwang handelten, noch verborgen war . . .

Da ist der Dialog:

«Charusin: Sehen wir die Dinge doch einmal so, wie sie sind, Wladimir Karlowitsch. Die Umstände haben es gewollt, daß der Rittmeister mit der Untersuchung und Bestrafung von Verbrechen betraut worden ist, deren Opfer seine nächsten Verwandten gewesen sind. Wir kennen die schwierige Stellung, die er als Richter im Auftrag des Oberbefehlshabers einerseits und andererseits als Verwandter der unglücklichen Opfer einnimmt. Wir haben Gelegenheit gehabt zu erkennen, wie außerordentlich er bemüht ist, unparteiisch zu sein:

das heißt, nur den Anspruch des Rechts zu vertreten und nicht die persönliche Rache.

Sie haben gesagt, nicht von den Toten dürfe man ausgehen, sondern von den Lebenden . . .

Möller: Ja, glauben Sie denn wirklich nicht an die Unschuld dieser drei?

Charusin: Ich möchte sagen, daß ich von ihrer Unschuld nicht so felsenfest überzeugt bin wie Sie.

Möller: Ich bin es meinem Gewissen schuldig, meinem Gewissen, Pjotr Sergejewitsch!

Charusin: Sie meinen, diese drei unschuldig zu finden? Wem, glauben Sie, sind wir anderen es schuldig, diese drei zu verurteilen?

Möller: Und was könnte mir die Veranlassung geben, mich gegen mein Gewissen zu entscheiden?

Charusin: Die Ehre vielleicht . . .?

Möller: Haben Sie eine Ehre ohne Gewissen, Pjotr Sergejewitsch? Eine gewissenlose Ehre? Ein ehrloses Gewissen?

Ovelacker: Ich kann . . . ich kann das nicht. Ich sehe das nicht, alles, was Sie zur Entlastung dieser drei erzählt haben. Gott im Himmel! aber . . . ich sehe das alles nicht. Also müssen wir zurück zu dem Recht, das unsere Pflicht ist. Wladimir Karlowitsch . . .

Charusin: (zu Möller) Aus Ihrem beleidigten Rechtsgefühl stellen Sie der norme du corps ein sittliches Grundgesetz entgegen, das für Sie bindender ist als die landläufige Auffassung von Ehre . . .?

Möller: Ja, ungefähr.

Charusin: Genau genommen hebt Ihr neues Gesetz unseren Beruf und seine Ehre auf. Deshalb empfinde ich eine gewisse Genugtuung, daß Sie heute um Ihren

Abschied nachsuchen wollen. Sie haben den Vorbehalt des freien Einzelnen gegenüber dem Gesetz angemeldet, dem blindlings zu dienen hat, wer sich zu unserer Gemeinschaft zählt. Ich sehe darin eine Pflicht, die Ihnen neu erwachsen ist, aber natürlich – es ist schwer, Protestant zu sein . . . »

Das klingt einerseits nach ferner Vergangenheit – obwohl es ja immerhin unser Jahrhundert ist, gerade zwei Menschenalter her –, andererseits ist es von manchem Menschen unserer Generation erlebt und durchdacht worden: gültig auch heute also.

Ein exemplarischer Fall. Aus einer Zeit, in der wir nicht mehr leben, und die man heute schnöde und billig verlästert. Aber lebt Dichtung nicht überhaupt von Präfigurationen? Hat nicht jede Zeit solche – ihre –, ‚exemplarischen Fälle‘, in der das ‚Wesen der Sache‘, das ‚Band, das heilig ist‘, mag man’s nach Schlieffen, Scharnhorst und Moltke oder nach Liddel Hart definieren, zu Tage tritt?

Sehen Sie nur den Major Christie aus meinem Spiel ‚Die Kosaken‘ an, wie er im Herbst 1945 in einem psychiatrischen Hospital in England liegt. Ein Dutzendoffizier in Seiner Britischen Majestät Armee. Nach einem Befehl Feldmarschall Alexanders und den alliierten Beschlüssen von Yalta hat er im Mai 1945, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, 32 000 Kosaken an die Sowjetunion ausliefern müssen, Männer, Frauen und Kinder; hat sich in den drei Tagen und zwei Nächten der Auslieferungsprozedur mit sehr viel Whisky stark dafür gemacht und ist hinterher in Gewissensqualen und im Delirium daran zerbrochen . . .

«Christie: Sie begreifen nichts, gar nichts. Wenn Sie wenigstens Chirurg wären und einmal Menschenleiber in Blut und Dreck gesehen hätten, so daß einem jedesmal wie ein haarsträubender Spuk der Pastor eingefallen ist, der einem als Konfirmand etwas von der Gottesebenbildlichkeit des Menschen erzählt hatte.

Arzt: Aber die kann ja trotzdem nicht zerstört werden.

Christie: Walker berief sich bei seiner Meuterei auf sie.

Arzt: Wer war Walker?

Christie: Mein Oberleutnant . . .

Arzt: Und . . . ?

Christie: Ja – dieser Oberleutnant, dieser Säugling, im Zivilberuf Bibliothekar, oder was er nun war, kam in der ersten Nacht der Auslieferungsprozedur zu mir in die Baracke und sagte mir allen Ernstes: Hauptmann Christie, das geht nicht, das können wir nicht, das . . . ist nichts als eine Schweinerei! Darauf bin ich nicht vereidigt. Hier hört der Gehorsam, hier hört alle Treue auf. Können Sie sich das vorstellen?

Arzt: Und was ist aus Walker geworden?

Christie: Er hat zweihundert oder dreihundert, jedenfalls so vielen, wie er konnte, zur Flucht verholfen. Und auch die Mannschaft aufgestacheln, den Gehorsam zu verweigern.

Arzt: Und Sie?

Christie: Ich hatte den Gehorsam, die Treue zum Eid, den ich einmal geschworen hatte . . .

Also rauf auf die Lastautos, ihr Bande, habe ich mir gesagt, und wenn sie euch auch direkt vor die Maschinengewehre fahren! Ich kann nicht Soldat und zugleich Politiker sein.

Aber von Walkers Zaubereien kriegte die Feldpolizei

so allmählich Wind, denn sie schnappte ein paar von den Flüchtlingen wieder auf ...

Arzt: Und dann?

Christie: Wurde er verhaftet und kam vor's Kriegsgericht.

Arzt: Haben Sie gegen ihn ausgesagt?

Christie: Mußte ich ja.

Arzt: Ganz der Wahrheit gemäß? Oder mildernd?

Christie: Hm ... Natürlich, natürlich: der Wahrheit gemäß. Wenn auch noch mit einem Bauch voll Wut.

Arzt: Wut? Warum Wut?

Christie: Wut gegen mich selbst! Vielleicht habe ich seine Aufregung und Befehlsverweigerung unbewußt größer gemacht, und meine Whisky-Flasche kleiner ...

Arzt: Wirklich unbewußt?

Christie: Na ja ... Aber Aufregung wäre ja sowieso als strafmildernd in Anschlag gebracht worden.

Arzt: Aber warum die Wut auf Walker?

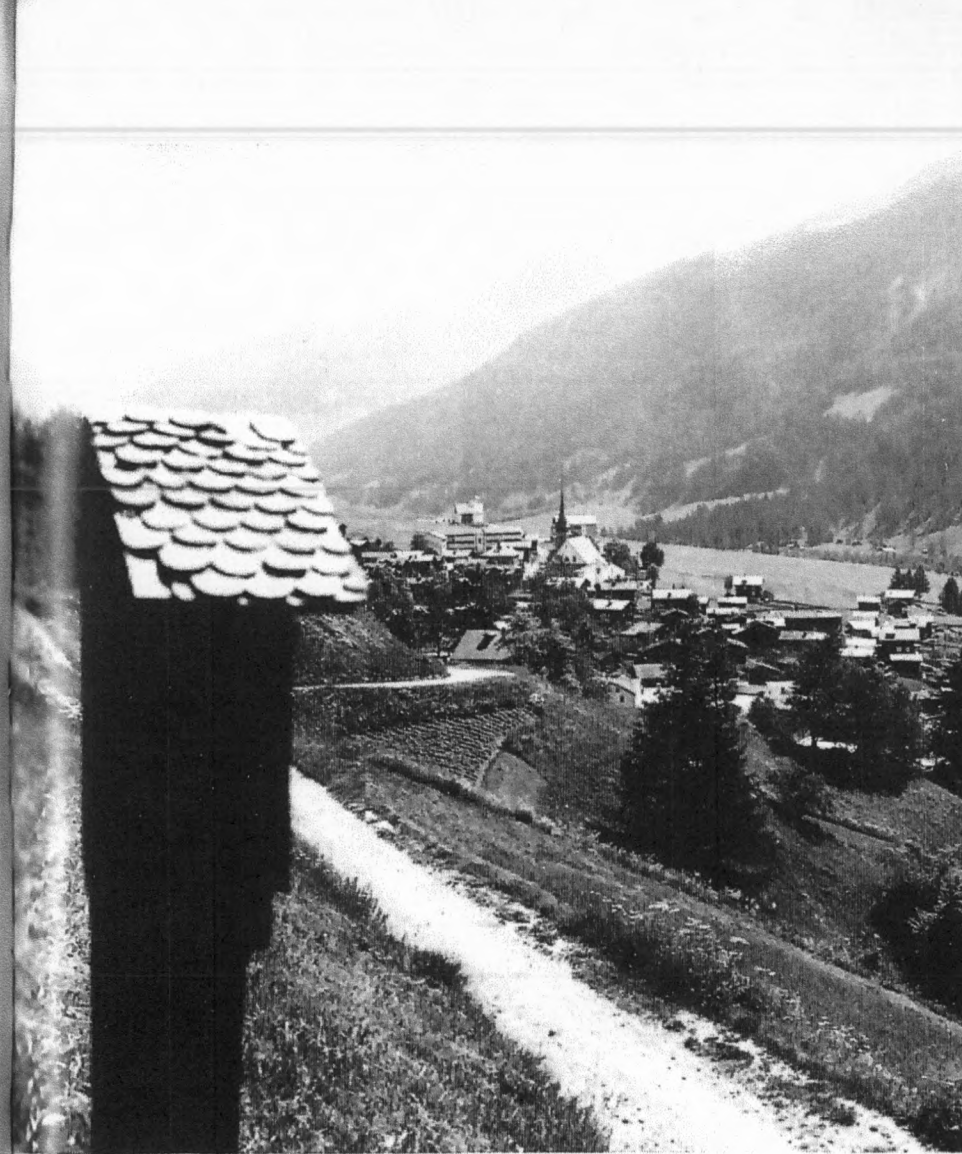
Christie: Er vertrat die größere Sache, Doktor. Das habe ich schon damals gefühlt, als ich ihn wie einen Rekruten aus der Baracke hinausbrüllte.

Arzt: Und er wurde verurteilt?

Christie: Ja. Der Staatsanwalt hatte viel, viel mehr beantragt, aber man beließ es bei stiller Degradierung.

Arzt: Christie ... Ihre Sache war auch groß. Vergessen Sie das nicht.

Christie: Vielleicht ... Wenn ich an sie geglaubt hätte, damals und heute. Und heute, wo ich überhaupt nicht mehr an sie glaube, wo ich überhaupt nichts mehr glaube, heute haben sie den Hauptmann Christie für seine Schweinerei von damals zum Major befördert. Denn dieser ‚Major‘, Doktor, ist genau so eine Gemein-





heit wie Walkers Degradierung zum ‚gemeinen Soldaten‘. Ich bin nichts, nichts mehr, ich will nichts mehr sein.

Arzt: Das ist das Meiste, was Sie eben sein können. Und danach etwas Neues werden...

Christie: Mir ist immer die alte Geschichte von Kain und Abel eingefallen...

Warum gibt es solche Menschen, die uns das für uns selber Unmögliche als möglich vormachen? Man hungert und man dürstet nach ihnen... und zugleich muß man sie umbringen.

Arzt: Genau so können Sie fragen: warum leben Heilige in dieser heillosen Welt? Es muß da wohl eine Verrechnung zwischen den einen und den andern geben.

Christie: Dann kommen die andern schlecht weg. Solche wie ich.

Arzt: Sagen Sie das nicht! Vom Staate aus gesehen ist Ihnen beiden recht geschehen: Walker und Ihnen. Wer dem Staat ohne zu zögern dient, wird belohnt, so wie ein Staat nun einmal belohnen kann: mit Orden und Rängen. Und wer Protest gegen ihn erhebt und den Gehorsam verweigert, muß aus seinem Stand ausscheiden.

Der Staat ist als weltliche Macht und Gewalt seinem Wesen nach zwiespältig und eher des Bösen. Und was wir als Diener des Staates sündigen müssen, müssen wir als Kinder und Diener Gottes, die wir sind, büßen und sühnen. Das ist das ganze Geheimnis: das Opfer, das persönliche Opfer für Gott, gegen das Opfer für den Staat. Das personale Heil eines Menschen setzt ja auch immer die Anerkenntnis einer persönlichen

Schuld voraus. Und man kann auch um einer Schuld willen zur Erlösung und zur Rechtfertigung hin leben.»

Auch dieses Schicksal, wie das Ovelackers, – gelebtes Leben?

Aktenkundig.

Eine Alternative, die nichts erspart.

Meiner Erfahrung nach ist es die Wirklichkeit. Christentum kann man die Unlösbarkeit des zwischen Gott und dem Menschen Möglichen nennen, – und die Anerkennung dessen. Die ‚tapfere Tat‘, die der auf dem Schlachtfeld von Kappel sterbende Huldrych Zwingli meinte. Frömmigkeit ist jene Tapferkeit, die in den Devisen der Heerführer dieser Welt nicht vorkommt, denn in dieser Welt haben wir ‚Angst‘ und ‚Traurigkeit‘, wie der Herr sagt. Aber ‚seid getrost‘ steht über unserem Leben und Leiden. Diese Welt ist ‚überwunden‘, und da bricht die Ewigkeit an, deren Bürger wir schon hier in allen Schrecknissen sind: eine Wahrheit – in der Hoffnung. Wie alles Christentum.

Mag dies bei der gegenwärtigen Generation auch noch so sehr in Vergessenheit geraten, in Zeiten tiefster Not erinnern wir uns: der Mensch muß sich auf irgendeine Weise immer das schaffen, was Luther einen ‚gnädigen Gott‘ genannt hat. Nennen Sie es meinerwegen eine Auflösungsformel des persönlichen Ichs in dem, was einem in seiner kleinen irdischen Existenz zum überirdischen Vorbild gedient hat. Das ist die eigentliche Aufgabe des Lebens. Die Freiheit des Menschen – denn er ist frei geschaffen! – ist für mein Gefühl und meine Erfahrung an eine einzige Entscheidung gebunden: an

die Entscheidung zum Opfer und zum Glauben. Was verliert er, was gewinnt er? Wo liegt vor allem das, was ihm über das Rationale hinaus aufgegeben ist und was ihm doch irgendwann einmal – ob es der Offizier du Molart ist, oder ob es der Landser des Zweiten Weltkrieges ist – in einer fürchterlichen Situation wenigstens ahnungsweise begreiflich wird?

Das alles gehört unmittelbar zur Frage nach meiner Arbeit: das Irrationale, die Transzendenz. Die Glaubensweisen, die Konfessionen, – das mag sich auch nach Land und Klima richten. Sicherlich wäre ich nie katholisch geworden, wenn ich in Schweden geblieben wäre. Aber ich habe aus Schweden fortgehen müssen, weil der Raum der deutschen Sprache für mich lebensnotwendig ist, und weil ich kein Emigrant im Sinne der insularen Existenz sein kann. Als Katholik will ich nichts anderes sein als der letzte orthodoxe Lutheraner . . . Ich glaube, ich bin einer. Doch ich zitierte Ihnen ein Wort Luthers: ‚Wir sind es nicht, wir werden es aber‘. Darum muß ich genauer sagen: ‚es ist auch bei mir noch nicht alles getan‘. Sie wissen, ich bin geboren worden als Lutheraner, ich habe die entscheidenden Jahrzehnte meines Lebens im Umkreis der russischen Orthodoxie zugebracht, ich bin – in der Welt Calvins und Zwinglis fröstelnd – katholisch geworden. Aber ich bin nicht mehr einer, der von sich sagen würde, er sei ein linientreuer, im disziplinarischen Sinne folgsamer Katholik. Ich habe auch dieses Stadium verlassen müssen, obwohl alle behaupten, es sei eine Heimat, die Sicherheit gäbe. Ich bin heute dort, wo ich am Anfang war, in einem christlichen Humanismus, der um viele Hoffnungen, um vielen Glauben ärmer gewor-

den ist, aber um Gewißheiten reicher, die für mich eben nicht mehr in das Dogma zu kleiden sind. Wir lesen und hören ja immerhin, daß den Theologen sogar das Apostolische Glaubensbekenntnis, das sonst allgemeinverbindlich war, unglaublich geworden ist. Es muß wohl eine neue Zeit kommen, in der die hierarchischen Überlieferungen zerbrechen. Das ist das große Risiko, von dem die junge Generation leider zu wenig weiß, weil man ihr zu wenig davon sagt. Es gäbe viel, viel mehr Christen unter den rabiaten Atheisten der Gegenwart, wenn die ältere Generation ihnen begreiflich zu machen verstünde, wie man in der existenziellen und universellen Gefährdung des Lebens heute gleichwohl ein Christ sein kann. Nicht mit dem Anwartschaftsschein auf die ewige Seligkeit! Aber mit der Hoffnung, die – wie alles im Glauben – die Wahrheit in sich trägt. Mit der Hoffnung, der Offenbarung teilhaftig zu werden. Mehr kann ein Christ nicht verlangen. Mehr kann er nicht erhoffen. Mehr ist vom Christentum auch nicht wahr. In der Hoffnung besteht es, im Glauben als der «gewissen Zuversicht», in der Liebe.

III

Ich besitze noch einige Blätter eines Kulturatlas, auf denen geographisch die Lebenswege von Künstlern festgehalten sind: ihre Reisen, ihre Standorte. Wenn ich mir Ihre Karte vorstelle, Herr Schaper, – das Zentrum aller Wege und Umwege könnte die östliche Ostsee sein. Nichts von Sehnsucht nach dem Süden jedenfalls. Eher eine Ost-West-Bewegung, erzwungenermaßen. Sie haben einmal von dem Ihnen notwendigen ‚warmen Hauch östlicher Frömmigkeit‘ gesprochen. Ihr Verhältnis zum Irrationalen, zur Transzendenz, zur Spannung der Existenz des Menschen hier auf Erden zur Ewigkeit hin – ist für mich ohne den Zusammenhang mit jener Ost-West-Spannung nicht denkbar. Natürlich verstehe ich diese Spannung jetzt nicht im tagespolitischen Sinne, sondern vielmehr als einen geistesgeschichtlichen Tatbestand.

Wenn man dieser west-östlichen Spannungslinie noch eine nord-südliche gesellte, – im ‚Fadenkreuz‘ läge Deutschland.

Von einem Geschehen oder Schicksal im ‚Fadenkreuz‘, in Deutschland also, handelt kaum eins Ihrer Bücher. Auf den geistigen Nord-Süd-Wegen der Weltgeschichte bin ich nur gewandert, als ich eine Lebensbeschreibung der heiligen Birgitta begann, und als ich eine kleine Biographie Karls XII. schrieb, dieses jugendlichen Helden, den sein Dämon erst in die Mitte Europas und dann in den Osten rief, nach Rußland, – an dem er, wie so mancher nach ihm, zerbrach.